



KiWi
PAPERBACK

Alice

Schwarzer

Lebenslauf

Alice Schwarzer

Lebenslauf



Kurzübersicht

- > Buch lesen
- > Titelseite
- > Inhaltsverzeichnis
- > Über Alice Schwarzer
- > Über dieses Buch
- > Impressum
- > Hinweise zur Darstellung dieses E-Books

Inhaltsverzeichnis

Widmung

Vorwort

1942/1943 – Eine unerwünschte Geburt und die Flucht vor den Bomben

19. Jahrhundert – Zwei sehr konträre Familien – Die Schwarzers und die Büssches

1943/1949 – Eine Kindheit auf dem Dorf – Und Papas Breichen

1949/1958 – Die Schulzeit in Wuppertal und der erste Rock 'n' Roll

1959/1963 – Meine terrible Mädchen-Clique und Ratlosigkeit im Beruf

1963/1964 – Ein Zimmer in Schwabing und ein Trip nach Saint Tropez

1964/1965 – Ganz Paris träumt von der Liebe und ich begegne ihr

1966/1968 – Der Start in meinen Traumberuf und 1000 Briefe in drei Jahren

1968 – Der Aufbruch und das Gastspiel bei der Frauenzeitschrift

1969 – Die Revolution bei pardon und der feministische Vorfrühling

1969/1974 – Korrespondentin in Paris und Pionierin der Frauenbewegung

1971/1973 – Die Stern-Aktion gegen den § 218 und meine Funktion in Deutschland

1974 – Die Aktion »Letzter Versuch« und Frauenland auf Femø

1975 – Der »Kleine Unterschied« und seine sehr großen Folgen

1976/1977 – Das unendliche Abenteuer – Der Start von EMMA

Artikel von/über Alice Schwarzer – 1965 bis 1975

Generalanzeiger 1965

Westdeutsche Zeitung 1967

Westdeutsche Zeitung 1967

Westdeutsche Zeitung 1968

pardon 1969

pardon 1969

pardon 1972

edition suhrkamp 1973

konkret 1974

Fischer Verlag 1975

Die Zeit 1975 Christian Schultz-Gerstein

Die Zeit 1976 Christian Schultz-Gerstein

zurück

Für Ernst Schwarzer

Vorwort

Sommer 2010. Ein Jahr liegt vor mir. Das ist die Zeit, die ich mir für mich nehme. Die Wochen zwischen den EMMA-Redaktionsschlüssen habe ich weitgehend freigeschaufelt, Vorträge und Fernsehen sind auf ein Minimum reduziert. Im Sommer 2011 will ich fertig sein mit diesen ersten 15 Kapiteln meines Lebens.

Alles ist vorbereitet. Fotos, Briefe, Taschenkalender und Archive sind gesichtet. Meine große schwarze Schreibtischplatte ist leer gefegt. Die Reisenotizen sind ausgewertet, die Wiederbegegnungen mit den Stationen meines Lebens: meine Heimatstadt Wuppertal, die nur 50 Kilometer entfernt liegt von Köln, wo ich seit 34 Jahren lebe; das fränkische Dorf, in dem ich bei Kriegsende sechs Jahre lang evakuiert war; München, wo ich in den frühen 1960er-Jahren im Swinging Schwabing gefeiert und gejobbt habe; Düsseldorf, Hamburg und Frankfurt, wo ich als junge Journalistin gestartet bin; Berlin, wo ich Mitte der 1970er-Jahre bei meiner Rückkehr aus Frankreich einen wahren Kulturschock erlitten habe – und mein geliebtes Paris, das mich so entscheidend geprägt hat und wo ich gleich zwei Mal gelebt habe: als Sprachstudentin in den 1960ern und als Korrespondentin in den 1970ern.

Jetzt sitze ich 50 Autominuten entfernt von Köln in meinem 400 Jahre alten Fachwerkhaus mit Blick auf die ebenso alte Linde. Die beiden waren vor mir da und werden nach mir da sein.

»Arbeitsklausur« lautet das Stichwort, denn zum Schreiben muss ich allein sein. Ungestörte Wochen liegen vor mir. Das heißt, wenn nicht gerade meine Katze Frizzi ihren Kopf gegen die geschlossene Türe meines Arbeitszimmers donnert oder Noah, mein vierjähriger Nachbar, sich

durch den von uns gemeinsam frei geschnittenen Tunnel in der Hecke schiebt, sich vor meinem Fenster auf die Zehen stellt und mault: »Bist du bald mal fertig mit deinem Buch?«, sowie energisch sein »grünes Getränk« verlangt. Das ist die Menthe à l'eau, der Pfefferminzsirup, den ich seit Jahren jeden Sommer aus Frankreich mitbringe. Dabei gibt es den sicherlich längst in jedem deutschen Supermarkt.

Vor mir liegt eine Reise durch mein eigenes Leben. In den vergangenen Jahrzehnten habe ich mich für unendlich viele andere Leben interessiert und Menschen befragt. Immer mit Leidenschaft, immer getrieben von der Frage nach den Prägungen, die die Frauen und Männer formen, und den Freiheiten, die sie sich darum oder trotzdem nehmen.

In den letzten Jahren begann ich zu spüren, wie meine Neugierde auf mich selber wuchs. Ich habe selten innegehalten in meinem Leben. Es gibt einfach immer zu viel zu tun. Und ich bin auch nicht der Mensch, der sich am liebsten mit sich selbst beschäftigt und über seine Befindlichkeiten beugt. Dafür finde ich die Welt viel zu aufregend. Doch jetzt möchte ich mir die Zeit nehmen, mich selber zu befragen: Was hat mich geprägt? Wie waren die Bedingungen und Begegnungen meines bisherigen Lebens? Und – was habe ich daraus gemacht?

Ich bin in der etwas speziellen Lage, dass es ein öffentliches Bild von Alice Schwarzer gibt. Man glaubt zu wissen, wer ich bin, obwohl ich nur sehr selten öffentlich über mich selber geredet und kaum je über mich geschrieben habe. Manches von diesem Schwarzer-Bild basiert auf meinen Texten, meinem politischen Engagement und meinen öffentlichen Auftritten. Doch viel ist geprägt von Klischees. Dass meine Realität in weiten Strecken so ganz anders aussieht als diese Projektionen, auch das gilt es zu sagen.

Ich bin gespannt auf diesen Streifzug durch mein eigenes Leben. Doch ich habe auch Angst davor. Ich spüre, wie mein Herz schneller schlägt, wenn ich daran denke.

*

Sommer 2012. Der kleine Noah geht inzwischen zur Schule. Und sein Liebstes ist es, bei mir auf der Schreibmaschine, die neben meinem iPad eine hartnäckige Existenz fristet, »Artikel« zu schreiben. Er hämmert dann wahllos auf den Tasten herum, und ich muss ihm vorlesen, was er geschrieben hat. Nachwuchs für EMMA? Wäre auch recht. Denn gerade stecke ich mal wieder bis über beide Ohren im Redaktionsschluss – und für 2013 plant EMMA eine Offensive, da ist jede hilfreiche Hand willkommen.

Doch wie ging es weiter mit meinem »Lebenslauf« nach der Abgabe des Manuskriptes im Sommer 2011?

Zunächst erschien das Buch. Und irgendwann fiel mir die frappante Ähnlichkeit auf zwischen der achtjährigen Alice auf Seite 61, fotografiert vom Schulfotografen, und der 68-jährigen Alice auf dem Cover, porträtiert von Bettina Flitner. Ich blätterte hin und her, her und hin, und war gerührt, aber auch irritiert über die Ähnlichkeit der beiden Alice'. So vieles, so früh schon da. Die Augen, der Mund, die Wachheit, aber auch die Melancholie. Ja, bis zum Alter von acht Jahren ist eben schon viel passiert, und das Ergebnis prägt die kommenden Jahrzehnte eines Lebens.

Dann erschien das Buch und es passierte etwas für mich Unerhörtes. Die meisten der im September 2011 flächendeckend in allen großen, deutschsprachigen Zeitungen erschienenen Rezensionen waren differenziert und präzise. Zu meiner fassungslosen Freude. Denn ich veröffentliche nun seit über 40 Jahren Bücher, darunter auch drei Biografien, aber das war mir noch nie passiert.

Fast alle RezensentInnen hatten sehr genau hingesehen, hatten nicht noch einmal, zum tausendsten Mal, das Schwarzer-Klischee reproduziert, sondern hatten mich wahrgenommen. Was für ein Glück, wenn einem das widerfährt! Das ging von dem umfassend historischen Blick der 80-jährigen Ruth Klüger in der *Literarischen Welt*, die den Antifeminismus,

dessen liebste Zielscheibe ich seit Mitte der 1970er-Jahre bin, zu Recht mit dem Antisemitismus verglichen, bis hin zu der Besprechung der 50-jährigen Philosophin Petra Gehring in der *FAZ*, der es gelang, den Zusammenhang zwischen Leben, Beruf und Politik mit einem Blick zu erfassen.

Wenn von Buchrezensionen die Rede ist, fallen oft die Begriffe »positiv« bzw. »negativ«. Doch darum geht es in Wahrheit eigentlich gar nicht. Es geht um Wahrnehmen und Verstehen – oder eben nicht. Das gilt für Biografien ebenso wie für Autobiografien. Eine Biografie ist immer eine Begegnung zwischen zwei Menschen. Also unausweichlich subjektiv, jedoch gepaart, wenn lauter, mit einem Bemühen um Objektivität. Und eine Autobiografie? Die ist eine Begegnung mit sich selbst.

Meine Autobiografie hat auch mir noch ein Stück mehr die Augen geöffnet in Bezug auf mich selbst. Und anderen anscheinend auch.

Alice Schwarzer

Köln, September 2012

zurück

1942/1943

Eine unerwünschte Geburt
Und die Flucht vor den Bomben

»Es ist ein Mädchen.« – Der Zettel liegt auf dem Küchentisch und der Satz ist in seiner klaren, schönen Handschrift geschrieben. Er war also trotzdem hingegangen. Obwohl sie erklärt hatte: »Ich will das Kind nicht sehen!« Und auch sie wird einige Tage später auftauchen, auf das Neugeborene blicken und dem Kind noch Jahre später in ihrer sarkastischen Art erzählen: »Hübsch warst du nicht gerade. Du warst ganz winzig, tomatenrot und schrumpelig.« *Er*, das ist mein Großvater, Ernst Schwarzer, zum Zeitpunkt meiner Geburt 47; *sie* ist meine Großmutter, Margarete (genannt Grete) Schwarzer, geborene Büsche, 46 Jahre alt. Sobald ich sprechen kann, werde ich sie »Papa« und »Mama« nennen, meine Mutter ist die »Mutti«.

Wir schreiben den 3. Dezember 1942. Es ist das Jahr, in dem die Wannsee-Konferenz die »Endlösung der Judenfrage« beschließt. Und das Jahr, in dem die flächendeckenden Bombardierungen deutscher Städte beginnen. Beides beschäftigt bzw. betrifft meine Familie existenziell. Wuppertal-Elberfeld wird wenige Monate später in einem Flammenmeer versinken.

Meine Mutter Erika ist 22 Jahre alt, ungewollt schwanger und bis ins hohe Alter stolz darauf, dass man »bis zuletzt nichts gesehen hat«. Die Schwangerschaft ist das Resultat eines Flirts mit einem Soldaten auf Heimaturlaub. Der ist ihr beim näheren Hinsehen so fremd, dass sie sich weigert, auf dem Standesamt seinen Namen preiszugeben. Auf eigenen Wunsch lerne ich ihn 20 Jahre später kennen: groß, blond, breitschultrig. Ein wenig verlegen an der gemeinsamen Kaffeetafel. Und auch mir sehr fremd. Ich habe mich nie mehr bei ihm gemeldet – und er sich nicht bei mir.

Die Geburt eines unehelichen Kindes ist in dieser Zeit noch eine große Schande – wenn es nicht gerade ein Kind ist, das die Mutter »dem Führer schenkt«. Doch das kann bei meiner Mutter nicht unterstellt werden. Die war schon als 17-jährige Dienstverpflichtete nach der »Kristallnacht« mit

dem Satz aufgefallen: »Man sollte in alle braunen Buxen schießen!« Womit sie die Nazi-Hosen meinte und prompt bei der Gestapo vorgeladen wurde. Vorlaut wie sie war, hätte sie sich wohl um Kopf und Kragen geredet, wäre sie nicht jung und hübsch gewesen. Auf die Frage, warum sie nicht beim Bund Deutscher Mädel (BDM) sei, antwortete Erika schnippisch: »Ich sticke an meiner Aussteuer.« Und der genervte Gestapo-Mann entgegnete: »Solche wie Sie wollen wir auch gar nicht haben im BDM.«

Also: kein Kind für den Führer, sondern ein Kind der Schande. Als meine Mutter im Kreißsaal in den Wehen liegt, sagt der Arzt spöttisch zu ihr: »Na, rein geht eben leichter als raus.« Auch das wird sie nie vergessen.

Vom Krankenhaus an der Hardt aus kehren meine Mutter und ich erst mal nicht in die Wohnung in der Elberfelder Südstadt zurück. Ihre Mutter verbittet sich das. Dieselbe Frau, die ihr Leben lang so unkonventionell und weltoffen war, reagiert bei der eigenen Tochter hartherzig. Sie lässt sie in »ein Haus für gefallene Mädchen« ziehen – von wo aus die Leiterin sich noch vor Weihnachten bei ihr mit den Worten meldet: »Ihre Tochter gehört nicht hierher. Holen Sie sie bitte ab.«

Mein Start ist also nicht gerade rosig. Die äußeren Umstände sollten zeitgemäß anstrengend bleiben, die inneren aber, die familiären, sich zunächst zum Besseren wenden. Denn da ist mein Großvater. Sein Laden für Zeitschriften und Tabakwaren plus Leihbücherei ist nun geschlossen, weil er dienstverpflichtet wurde. Zwei Schlüsselsätze von ihm zu seiner Tochter sind bei meinem Einzug in die Blumenstraße 19 in der Familienchronik überliefert: 1. »Gib sie her, du lässt sie fallen.« Und 2. »Das Kind hat Hunger.«

Beides traf wohl zu. Die junge Mutter ist am Ende mit den Nerven und hat »saure Milch«. Ich werde also ein Flaschenkind und von Anfang an von »Papa« gefüttert. Denn die Frauen meiner Familie haben wenig Talent zur Mütterlichkeit. Meine Mutter wird lebenslang so etwas wie eine eher ferne Schwester für mich sein, eine eigentlich ältere, aber später dann sogar

jüngere Schwester. Und mit meiner Großmutter, genannt Mama, werde ich zwar in meiner Kindheit sehr eng verbunden sein, aber ebenfalls eher auf einer geschwisterlichen Ebene: Wir teilen uns die Schokolade und das monatliche Mickey-Mouse-Heft. Statt Windeln zu wechseln oder Breichen zu kochen, liest sie lieber oder debattiert über Politik. Was damals heikel sein konnte. Vor allem, weil die Familie Schwarzer ganz entschieden gegen die Nazis war.

Meine Großmutter schafft es, sich durch zwölf Jahre Nazizeit zu mogeln, ohne auch nur ein einziges Mal »Heil Hitler« zu sagen. Die Hustenanfälle von Frau Schwarzer beim Betreten von Läden sind berüchtigt. Und sie riskiert mehr. Am Tag nach der »Kristallnacht« geht die kleine, außerhalb der Familie extrem schüchterne Frau demonstrativ in jedes ihr bekannte, als »jüdisch« gebrandmarkte Geschäft – durch ein Spalier von SA-Männern, die sie stoßen und ohrfeigen. Immer wieder. Sie war nie stolz darauf, sie fand das selbstverständlich. Erst 1995, bei einem Treffen mit Überlebenden in dem Frauenkonzentrationslager Ravensbrück, begriff ich: Schon für so was konnte man ins KZ kommen.

Am 26. Oktober 1941 waren die ersten Juden von Wuppertal ins KZ deportiert worden. Abfahrt Bahnhof Steinbeck, nur fünf Fußminuten von uns entfernt. Weitere Deportationen folgten, innerhalb von neun Monaten rund tausend Menschen, von denen nur etwa 150 überlebten. Mama muss etwas davon mitbekommen haben. Alle müssen etwas davon mitbekommen haben. Doch nach dem Krieg sagte auch sie über den Holocaust: »Wir wussten alle, dass etwas Furchtbares geschah. Die Demütigungen der Juden passierten ja Tag für Tag vor unseren Augen. Aber das ... nein, das war unvorstellbar.«

Mein Großvater nimmt nun täglich zwei Henkelmänner zusätzlich mit Essen für die Zwangsarbeiter mit in den Rüstungsbetrieb, in dem er dienstverpflichtet ist, und so mancher wird sonntags heimlich eingeladen. Einer, ein Belgier, hat es doch tatsächlich geschafft, uns Jahre später,

1949/50, in Elberfeld aufzuspüren. Ich erinnere mich noch heute ganz genau: Die Tür fliegt auf, ein mir riesig scheinender Mann mit blendend weißen Zähnen stürmt herein, hebt meine kleine Großmutter hoch und wirbelt sie durch den Raum. Sodann leert er mit Schwung eine große Tasche aus: Auf unseren Wohnzimmertisch purzeln Schokolade, Kekse, Käse; lauter seltene, wunderbare Dinge.

Aber noch sind wir im Jahr 1942/43. Meine junge Mutter kommt wegen eines »Nervenzusammenbruchs« zur Kur in den Schwarzwald – und taucht nicht mehr auf in Wuppertal. Im November 1943 heiratet sie in Wien den deutschen Offizier Rudolf Schilling. Eine »Panikheirat«, wie sie später sagen wird. Sie wird sich ziemlich bald wieder scheiden lassen. In Wien wohnt das Paar in diesen Kriegsjahren am Karlsplatz 1, also an allerfeinster Adresse.

Ihre Nachbarn sind Grafen, und die Gräfin ermahnt die junge Deutsche, »nicht ohne Hut auf die Straße zu gehen«. Bei dieser Luxuswohnung für einen deutschen Offizier 1943 liegt es nahe anzunehmen, dass es sich um eine »entjudete« Wohnung handelt. Eigentlich eigenartig, dass meine Mutter nichts davon gemerkt hat. Zumindest hat sie nie darüber gesprochen.

Ich bleibe bei den Großeltern in Wuppertal, komme tagsüber in die Kinderkrippe und werde abends von meinem fürsorglichen Papa versorgt. Um Geld dazuzuverdienen, verkauft er jetzt frühmorgens Zigaretten auf dem damals nur zehn Fußminuten entfernten Großmarkt, vermutlich Restbestände aus dem geschlossenen Laden.

In dieser Zeit erscheinen im Wuppertaler *Generalanzeiger* täglich die Todesanzeigen gefallener Soldaten. Ihre Familien sind »tief erschüttert« über die »unfassbare Nachricht«. Gleichzeitig wird auf Seite 1 gemeldet, wie »heldenmütig« die deutschen Soldaten »die Stellung halten« und wie zahlreich die »Feindverluste« sind. Am 18. Februar 1943 fragt Goebbels die

Massen im Berliner Sportpalast: »Wollt ihr den totalen Krieg?« Sie wollen ihn. Und sie kriegen ihn.

Familie Schwarzer hört den verbotenen Sender *Radio London*. Auch dafür konnte man ins KZ kommen. Radio London meldet in der Regel die Bombenangriffe auf deutsche Städte vorab, um die Bevölkerung zu warnen. Gehen Schwarzers darum in der Nacht vom 24. auf den 25. Juni mit mir in den Bunker? Schließlich ist das nur einer von insgesamt 1.848 Fliegeralarmen, allein in Wuppertal.

In dieser Nacht fallen innerhalb von 40 Minuten, zwischen 1.16 und 1.56 Uhr, und nur auf den Stadtteil Elberfeld plus Randgebiete: 229.170 Brandbomben, 18.579 Phosphorbomben, 2.540 Sprengbomben und 2.828 Minen. Die 630 ausgeschwärmten britischen Bomber lassen rund 3.000 zerstörte Häuser zurück (jedes dritte) plus 1.640 Tote. 20 Tage später, am 15. Juli, erscheint im *Generalanzeiger* folgende Suchmeldung: »Welcher SHD-Mann hat in der Nacht zum 25.6. mein ½-jähriges Söhnchen, welches aus den Armen meiner toten Tochter aus dem Keller gerettet war, in der Nähe der Südbrücke übernommen?«

Auch wir drei, Papa, Mama und ich, sitzen in dieser Nacht in einem Bunker. Viel gesprochen haben beide nie über diese Bombennacht und die Tage danach. Meine Informationen habe ich aus dem Stadtarchiv. Überliefert ist nur die Anekdote der wundersamen Errettung aus dem Bunker. Papa erzählte: »Die metallene Türe zu dem Keller war durch die Feuerhitze verzogen. Wir bekamen sie nicht mehr auf, auch mit größter Anstrengung nicht. Der Sauerstoff wurde knapp. Du warst schon ganz blau angelaufen. Mama hat dir immer nasse Lappen aufs Gesicht gelegt. Wir hatten bereits alle Hoffnung verloren ... Da flog plötzlich die Türe auf. Und stell dir vor: Ein junger Soldat, der wusste, dass seine Mutter in dem Bunker war, hatte die Türe ganz alleine aufgestemmt.«

Die Stadt liegt in Trümmern, auch die Blumenstraße 19, die ganze Straße. Wir aber leben.

Mama hatte nur das Allerwichtigste mit in den Bunker genommen. Hat sie die weiße Porzellandose in Form eines Schwans in den Trümmern gefunden? Der Schwan steht 67 Jahre später vor mir: Nur das mit Blei ungeschickt reparierte Oberteil ist erhalten und auf dem Schwanenkopf sind bis heute Schmauchspuren. Mit in den Bunker getragen hatte sie ganz sicher den roten Samtkasten mit den wichtigsten Familien-Dokumenten.

Wie Zigtausende andere Obdachlose werden auch wir an diesem 5. Juni 1943 erst mal in den Kasernen auf dem Lichtscheid einquartiert. Die liegen auf der Anhöhe des schmalen, lang gezogenen Tals der Wupper, und wenn ich heute mit dem Auto nach Wuppertal fahre, komme ich immer daran vorbei. Die Gebäude sind inzwischen Wohnungen.

Nach den ersten wirren Tagen werden Schwarzers für einige Wochen im »Hotel zum Bären« in Calw einquartiert. Mich bringen die Großeltern im Kinderheim von Pforzheim unter. Ernst und Grete, die eigentlich so Lebenslustigen und von den Verhältnissen so Gebeutelten, nutzen diese Wochen zum Reisen: in das geliebte, zu der Zeit von den Deutschen besetzte Straßburg (wo sie sich mit meiner Mutter treffen) oder ins schicke Baden-Baden. Zwei Fotos von diesen Ausflügen liegen vor mir, darauf zu sehen: meine elegant behutete Mutter mit der goldenen Familienbroche von Tante Sophie am Kragen und einem melancholischen Gesichtsausdruck; mein Großvater in der Rolle des Familienoberhauptes und meine Großmutter sichtbar ohne BH (30 Jahre bevor die Feministinnen denselben angeblich verbrannten). Sie hasste jede Art von Einengung.



© privat

Meine Mutter



© privat

Das erste Foto von mir

19. Jahrhundert
Zwei sehr konträre Familien
Die Schwarzers und die Büsches

Vor mir steht der dunkelrote Samtkasten mit vergoldetem Schloss. Er ist schon ziemlich abgewetzt, die Ziermuscheln vom Deckel liegen innen. Ich sollte sie wieder aufkleben. Wenn ich den Kasten aufklappe, sehe ich unter dem Seidenbezug der Innenseite des Deckels das Foto eines anrührenden kleinen Mädchens im Samtkleid mit Spitzenkragen, im gelockten Haar eine Schleife und am Arm ein Eimerchen, auf dem *Zandvoort* steht. Das Kind lehnt an einer zierlichen Balustrade. Und über den ganzen Innendeckel ist ein rotes, goldgefasstes Band gespannt mit güldenem Schriftzug: »Erinnerung an Zandvoort 1899«.

Das kleine Mädchen ist meine Großmutter Grete Büsche. Sie kann in diesem Sommerurlaub in dem holländischen Seebad noch keine zwei Jahre alt gewesen sein, denn sie ist im Oktober 1897 geboren. Der Samtkasten ist mir vertraut. In meiner Kindheit und Jugend wurden darin die wichtigsten Familiendokumente aufbewahrt: das Stammbuch, die Hochzeitsfotos, der Militärpass meines Großvaters etc. Und ich wusste immer: Eines Tages werde ich diesen roten Samtkasten weiter aufbewahren. Denn da die Großeltern meine sozialen Eltern sind, steckt in diesem Kasten auch meine Geschichte.

Mein Großvater, Ernst Schwarzer, kommt aus einer preußischen Beamtenfamilie in Ratibor, Oberschlesien, heute Polen. Er ging weg als 20-Jähriger und meldete sich freiwillig bei der Armee (was er sehr rasch sehr tief bereute). Eigentlich kamen »Schwartzers« aus Österreich, von wo der Großvater meines »Papas« während der 1848er-Aufstände fliehen musste. Er wurde Oberbahnrat in Ratibor und sein Sohn Karl Lokomotivführer. Karl heiratete Marie Aust, die Tochter des Stationsvorstehers in Breslau.

Es war keine glückliche Ehe. Der Vater war autoritär, die Mutter untertänig. Kam er nach Hause, hatte eines der sieben Kinder mit seinen Pantoffeln an der Haustüre stramm zu stehen. Die überforderte Mutter ließ vor allem die Söhne gerne zur Strafe auf Erbsen knien.

Mein Großvater war der jüngste Sohn, der bewunderte älteste hatte eine Karriere als preußischer Offizier gemacht und der lebenslustige zweite brüstete sich noch im Alter damit, als Matrose anno 1918 Offiziere wie seinen Bruder ins Meer geworfen zu haben. Der dritte Sohn, Kurt, war im Krieg zum »Nahkämpfer« ausgebildet worden, lernte Erwürgen und Erstechen – und erholte sich nie mehr davon. Er landet nach dem Krieg in der Psychiatrie.

Mein Großvater machte eine Lehre als »Kontorist«. Und als er 1919 nach dem Krieg im rheinischen Elberfeld hängen blieb (er war in Köln im Lazarett gewesen), da verband ihn scheinbar kaum noch etwas mit seiner preußischen Familie. Er erzählte von seiner Kindheit später nur anekdotisch, lästerte über die autoritären Eltern und schwelgte in Jugendstreichen. Die Heimat schien ihm wenig zu bedeuten.

Umso stärker war meine Großmutter mit ihrer Heimatstadt Elberfeld verbunden, die 1929 zusammen mit Barmen und Rand-Ortschaften zu Wuppertal vereint wurde. Ihre Liebe zum Rheinland, zu dem das an der westfälischen Grenze liegende Elberfeld gerade noch gehört, war tief. Ihr Vater, Wilhelm Büsche, kam aus einer alteingesessenen Elberfelder Perückenmacher-Familie und hatte eine Buchbinder- und Kartonagen-Fabrik. Ihre Mutter, Johanna Beckers, kam aus Rheydt und war katholisch getauft. Deren Vater, ein Pferdehändler, war laut Stammbaum offiziell »katholisch«, ihre Mutter »jüdisch«. Für die Rassentheoretiker war Mama also noch eine »Vierteljüdin«, wenn auch in Wahrheit vermutlich »Halbjüdin«. Für die Nazis zu wenig, für die hohe Sensibilität meiner Großmutter beim Thema Antisemitismus genug. Und irgendwie scheint die Zuordnung auch innerhalb der Familie fortgeschrieben worden zu sein. Meine Großmutter war noch im hohen Alter verletzt darüber, dass ihr Vater zu dem Kind zu sagen pflegte: »Guck mich nicht so an mit deinen jüdischen Augen.«

Das Ehepaar Büsche lebt mit seinen fünf Kindern, zwei Jungen und drei Mädchen, in dem Haus Neunteich 79 (heute ein Aldi-Laden) am Fuß des botanischen Gartens und nur einen Steinwurf von der Innenstadt entfernt. Zu seiner Buchbinder-Fabrik mit etwa zwei Dutzend Angestellten und Arbeitern kann der Familienvater zu Fuß gehen, und es scheint Büsches eigentlich an nichts zu mangeln. Aber die Ehe ist schlecht. Er gilt als lebenslustig und gesellig und soll den ersten Elberfelder Schwimmverein gegründet haben. Sie ist schwierig, leidet an Migräne und ihre Szenen überschatten das Familienleben. Ein Drama, das sich bei ihrer Tochter wiederholen wird.

Als Grete, die Nachzüglerin, auf die Welt kommt, ist die Mutter 45 und der Vater 48 Jahre alt (also in dem Alter, in dem bei meiner Geburt meine Großeltern sein werden). Die Ehe scheint zu diesem Zeitpunkt schon völlig zerrüttet gewesen zu sein. Die kleine Grete, die 24 Jahre nach der Ältesten zur Welt kommt, ist weitgehend auf sich gestellt und einsam. Die Einzigen, die sich um sie kümmern, sind Schwester Sophie und ein Nennonkel namens Falk. Der Kriegsveteran hat im Erdgeschoss des Hauses ein Wirtshaus. Es gibt Indizien, dass der nette Onkel sich ein wenig zu intensiv um das kleine Mädchen »gekümmert« hat.

Im Ersten Weltkrieg verliert die Familie ihr Vermögen. Die Brüder haben studiert, sind Architekt und Geschäftsmann geworden – aber die Mädchen? Sophie wird mit einem Internatsjahr für »höhere Töchter« abgespeist. Henny, von der es immer heißt, von ihr hätte ich die Begabung zum Schreiben, wurschtelt sich so durch. Und die kleine Grete? Die lernt Schneiderin. Sie wird ihr Leben lang eine hochbegabte Schneiderin sein, die auf Zeitungspapier frei Schnitte entwirft und der keine Mode extravagant genug sein kann – aber sie wird ihren Beruf und ihre Begabung nie wirklich zu schätzen wissen und noch wenige Tage vor ihrem Tod zu ihrer Tochter sagen: »Das verzeihe ich meinem Vater nie, dass nur meine Brüder studieren durften.«

Grete hätte in der Tat eine der ersten Studentinnen sein können. Sie kam schließlich aus einer Stadt, der zwei der interessantesten weiblichen Persönlichkeiten dieser Zeit zu verdanken sind: die Dichterin Else Lasker-Schüler sowie die Frauenrechtlerin und Sexualreformerin Helene Stöcker. Beide sind 28 Jahre vor meiner Großmutter geboren, beide gingen von Elberfeld nach Berlin und beide starben im Exil: Stöcker 1943 in New York, Lasker-Schüler 1945 in Jerusalem.

Aber vermutlich hat die kleine Grete nichts gewusst von Helene und Else. Etwas allerdings muss auch das Mädchen am Neunteich gestreift haben in dieser hohen Zeit der Ersten Frauenbewegung. Sonst hätte sie sich nicht noch ein halbes Jahrhundert danach so bitter beklagt über das verweigerte Studium.

Und noch etwas fällt mir auf beim Betrachten dieser mütterlich /großmütterlichen Linie: Ich bin die vierte Generation, die nicht von ihrer biologischen Mutter aufgezogen wurde. Sophie, die älteste Schwester meiner Großmutter, war das erste von fünf Kindern und noch unehelich geboren; sie wuchs bei ihrer geliebten Großmutter, Marie Weymar, auf und kam erst als Jugendliche ins Elternhaus. Grete, meine Großmutter, wurde von ihrer zu der Zeit schon kranken Mutter stark vernachlässigt und von der älteren Schwester Sophie mit versorgt. Und auch meine Mutter wurde nicht von ihrer Mutter großgezogen, sondern ebenfalls von Tante Sophie.

Am 8. Juni 1920 heiraten Grete Büsche und Ernst Schwarzer in Elberfeld. Der Brautvater hat trotz der Nachkriegsnot eine standesgemäße Hochzeit arrangiert – aber die aus Ratibor angereiste Mutter des Bräutigams verlässt am zweiten Tag überstürzt die Feierlichkeiten. Die rheinische Lässigkeit der Büsches scheint der schlesischen Preußin zuwider gewesen zu sein. Dabei waren die Schwarzers die Katholiken und die Büsches die Protestanten.

Zehn Monate später kommt meine Mutter zur Welt, am 30. April 1921. 24 Jahre später wird Hitler sich an diesem Tag umbringen – und meine Mutter wird fortan sagen: »Das war mein schönstes Geburtstagsgeschenk!«

Zum Zeitpunkt ihrer Geburt sind Erikas Eltern 23 und 24 Jahre alt, der Vater ist kriegstraumatisiert (und kommt wenige Wochen nach ihrer Geburt wegen Tuberkulose in ein Sanatorium), die Mutter ist lebensuntüchtig. Auf ein Kind war sie überhaupt nicht gefasst. Also übernimmt mal wieder Schwester Sophie die Verantwortung für das »Erilein«, mit Freude. Und ich, die vierte im Glied mit Ersatzmutter? Ich werde in den ersten Lebensjahren von einem Mann, meinem Großvater, großgezogen.



© privat

Verlobung. Ernst Schwarzer & Grete Büsche, 1919



© privat

Meine Mutter Erika mit 17 Jahren



© privat

Ernst Schwarzer (li) und Bruder Paul



© privat

Tante Sophie & die kleine Erika